

Warum ein einfacher Glaube allein nicht genügt; ... nie genügte.

Jubliäum: Wiener Kurse, Wien, 25. 9. 2015

Roman Siebenrock

Natürlich ist der Titel dieses Vortrags erläuterungsbedürftig. Nein, die Feststellung des heiligen Paulus hatte ich nicht vergessen. Im ersten Brief an die Korinther überliefert er uns: „Seht doch auf eure Berufung, Brüder! Da sind nicht viele Weise im irdischen Sinn, nicht viele Mächtige, nicht viele Vornehme, sondern das Törichte in der Welt hat Gott erwählt, um die Weisen zuschanden zu machen, und das Schwache in der Welt hat Gott erwählt, um das Starke zuschanden zu machen. Und das Niedrige in der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt: das, was nichts ist, um das, was etwas ist, zu vernichten, damit kein Mensch sich rühmen kann vor Gott“ (1 Kor 1, 26-29).

Doch Bischof Manfred Scheuer hat mir in der letzten Woche nachdrücklich eine meiner Lieblingsstellen im Evangelium zu bedenken ans Herz gelegt, jene Stelle, wo wie sonst kaum, uns ein Blick in die innere Gestimmtheit seines Herzens geschenkt ist: „In jener Zeit sprach Jesus: Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, weil du all das den Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen aber offenbart hast. Ja, Vater, so hat es dir gefallen. Mir ist von meinem Vater alles übergeben worden; niemand kennt den Sohn, nur der Vater, und niemand kennt den Vater, nur der Sohn und der, dem es der Sohn offenbaren will. Kommt alle zu mir, die ihr euch plagt und schwere Lasten zu tragen habt. Ich werde euch Ruhe verschaffen. Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir; denn ich bin gütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seele. Denn mein Joch drückt nicht, und meine Last ist leicht“ (Mt 11,25-30).

Beide Stellen sprechen von einer Grundhaltung des Glaubens, die ich als Demut

und Barmherzigkeit bezeichnen möchte. Nicht rühmen, nicht belasten, Ruhe finden; und vor allem: Gott hat die Unscheinbaren, Schwachen und Armen ausgewählt, nicht um sie als Waffe zu verwenden gegen andere, sondern daran zu zeigen, dass wir alle von der einen Gabe Gottes leben. Und in diesem Sinne genügt natürlich ein solch „einfacher Glaube“, weil wir sagen können: Christsein heißt auf Christus schauen, ihm nachfolgen, ganz mit ihm verbunden sein, so dass ich mit Paulus vielleicht sogar erfahren darf; wenigstens ansatzhaft und in jenen seligen Augenblicken, in der unsere Zeit zur Ewigkeit wird: Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir (Gal 2, 20). Papst Benedikt XVI. sagt, und Papst Franziskus hat es wiederholt, und ich kann diese eine Mitte unseres Glaubens nicht prägnanter und schöner formulieren: „Am Anfang des Christseins steht nicht ein ethischer Entschluss oder eine große Idee, sondern die Begegnung mit einem Ereignis, mit einer Person, die unserem Leben einen neuen Horizont und damit seine entscheidende Richtung gibt“.<sup>1</sup> Aus dieser Mitte, ich möchte sie die elementar-einfache Mitte unseres Glaubens nennen, entspringt alles Weitere; und diese eine Mitte weitet sich immer auf alle Wirklichkeit hin.

Unser Bekenntnis zum einen Herrn Jesus Christus ist deshalb nicht einfach im Sinne von „simpel oder sogar doof“, weil es uns nicht nur auf das Geheimnis Gottes hin öffnet, sondern uns einerseits in die Weite aller Wirklichkeit und des menschlichen Geistes führt und auf der anderen Seite an die Seite jener Brüder und Schwestern ruft, die arm, verlassen, auf der Flucht, im Gefängnis, voller Not, Angst und Leid sind (Mt 25). Weil wir schlicht und ergreifend sagen, dass dieser Glaube wahr, verlässlich, lebensspendend und heilswirksam ist für alle Menschen, nimmt er alle unsere Fähigkeiten in Anspruch; - und führt uns deshalb schon hinaus in Nähe und Weite, weil wir durch den Ersten Petrusbrief

---

<sup>1</sup> P. Franziskus, Die Freude des Evangeliums. Das Apostolische Schreiben "Evangelii gaudium" über die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute. (Freiburg - Basel - Wien 2013), EG 7; nach Benedikt XVI., Deus caritas est 1.

aufgefordert werden, grundsätzlich allen Rede und Antwort zu stehen, die nach dem Logos, dem Grund unserer Hoffnung fragen. Dieses Antwortenkönnen aber ist zuerst eine Seins- und Lebensweise (wir sollen ja ehrfürchtig und demütig antworten), bevor sie eine begründete-reflexive Rede zu sein kann. Es muss ja auch so sein, wenn wir nicht unsere primäre Glaubwürdigkeit verlieren wollen. Aus diesem Grunde war das Christentum von Anfang an auch ein tiefgreifender Bildungsprozess, der Geist und Herz zu einer neuen Grundhaltung zu entwickeln suchte. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass alle Schriften des Neuen Testamentes diese eigentümliche Spannung von prismatischer Herzens-Einfaltung bzw. Elementarisierung und all unser Denken und Vernehmen herausrufende Weitung aufweisen: Die Christumystik des Paulus ist geweitet durch die universale, heilsgeschichtliche Rechtfertigungslehre und z.B. das Siegeslied des Glaubens in Römer 8: dieses Lied ist gewiss elementar berührend, aber zugleich gibt es bis heute zu denken und zu vernehmen auf. Das Schriftkorpus des Johannes ist mittig gehalten im Sakrament der Fußwaschung und der Aussage „Theos agape estin“ (Gott ist: „Liebe“, „Hingabe“, „Barmherzigkeit“) und gleichzeitig gibt der Prolog des Evangeliums mehr als nur zu denken; - er reißt uns hinaus in die gefährliche Weite aller Wirklichkeit und kann daher z.B. auch den zeitgenössischen Physiker Anton Zeilinger inspirieren: Im Anfang war „Information“<sup>2</sup>. Und es ist einfach wunderbar, dass solche Spannungen in allen Kurswochen der Kurse, die ich mitgestalten durfte, bisweilen von früh bis spät präsent waren; manchmal vom ersten Morgenlicht überrascht.

Und heute?

Diese Spannung ist heute nicht geringer geworden, sondern stellt sich gerade jenen, die über die Wirklichkeit und das Evangelium staunen. Wie soll z.B. diese unvergleichbare Beziehung zu Jesus Christus heute möglich sein, fast

---

<sup>2</sup> Siehe:

2000 Jahre nach seinem öffentlichen Auftreten? In diesen 2000 Jahren, vor allem in den letzten 200, haben sich z.B. auch unsere Vorstellungen von Welt, Mensch und von uns selbst als Christgläubigen so gewandelt, dass wir nicht einfach wiederholen können, was da wörtlich steht, um zu sagen, was die Botschaft des Evangeliums damals und heute war und ist. Und verdrängen wir es nicht: wir haben auch Restbestände in unserer Entwicklung, die einmal selbstverständlich waren und so den Glauben der „Einfachen“ geprägt haben: der Antijudaismus ist vielleicht der prekärste Aspekt, gerade weil in Tirol Bischof Stecher angeklagt wurde, den Glauben der einfachen Leute zu zerstören.

Aber auch: Wie ist so ein exklusiv-intensives Verhältnis zu einem Menschen grundsätzlich religiös zu verantworten, da auch ich weiß, dass die letzte Hingabe meines Herzens und meines Geistes Gott allein, dem einzig heiligen, unvergleichlichen und über alle unsere Begriffe und Vorstellungen erhabenen, gebührt? Denn alles andere wäre Götzendienst, also Verabsolutierung geschichtlich-endlicher Wirklichkeit? Und schließlich, das ist die Frage in allen Fragen der Gegenwart: Wie kannst du als katholischer Christ diesen Anspruch heute noch vertreten angesichts Eurer ganz und gar wenig heiligen Geschichte?

Und dann noch eine Erinnerung an mein Fach und die sogenannten Glaubenslehre. Wir sollten uns daran erinnern, dass die Fächer „Dogmatik“ und „Apologetik“ kontroverstheologischen Ursprungs sind. Wie der „Katechismus“, der ja von reformatorischer Seite in seiner modernen Gestalt entwickelt wurde, haben wir, wie Kardinal Henry de Lubac es einst beklagte, unseren Glauben nicht zu lange gegen die anderen gelernt, gegen Luther, gegen die Moderne, gegen; - und heute auch gegen diesen oder jenen Bischof oder Papst. Es ist mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil daher an der Zeit, wirklich katholisch zu werden. Was das bedeutet, hat P. de Lubac SJ in den 30er Jahre des letzten Jahrhunderts in folgender, noch heute mich in Anspruch nehmenden Weise dargelegt: „Der Katholizismus ist die Religion. Er ist die Form, die die Menschheit annehmen soll, um endlich sie selbst zu werden. Er ist die einzige

Wirklichkeit, die, um zu sein, es nicht nötig hat, sich entgegenzusetzen, also alles andere als eine ‚geschlossene Gesellschaft‘. ... Die Kirche ist überall zu Hause und jeder soll sich in der Kirche zu Hause fühlen können. So trägt der auferstandene Herr, wenn er sich seinen Freunden kundtut, das Gesicht aller Rassen, und jeder hört ihn in seiner eigenen Sprache ... Das ist die Kirche in ihrer echten Haltung. Dies zu verkünden und darzulegen, ist heute umso wichtiger, da die gegenteilige Versuchung überhandzunehmen droht, und bei manchem Zuschauer von draußen eine ganz andere Vorstellung sich vordrängt.“<sup>3</sup>

Diese Haltung der Katholizität, das sollten wir uns eingestehen, provoziert unsere soziale und persönliche Weise, Identität zu stiften, nämlich durch Abgrenzung und negative Entgegensetzung; innerhalb und außerhalb der Kirche. Katholizität ist der Mut zu einer Identität ohne Feinde. So habe ich es in der Wirkungsgeschichte der Tübinger Schule ganz elementar erfahren: „weltoffener Katholizismus“. Und es gehört zu meinen tiefsten Lernerfahrungen in Tirol und Österreich, dass dieser Klang von „Katholizität“ hier keine Resonanz findet. Zu eng, sagt man mir, und dann werde ich erinnert an die Bedeutung der Drohung: „Warte nur, ich mach‘ Dich auch noch katholisch!“.

Wenn wir jedoch dagegen die ursprünglichen Klang von Katholizität, aufs Ganze hin eröffnet, spüren, dann können wir eine erste Antwort auf unser Thema finden. Wenn wir die Haltung wahrhaftiger Katholizität auf die Theologie des „einfachen Glaubens“ übertragen, dann wird dieser dazu provoziert, die Wahrheit zu suchen, wo immer sie gefunden werden mag, vorzüglich aber bei denen, wo wir es nicht vermuten, also an fremden, prekären und verwirrenden Orten. An Orten, die sich mir aufdrängen, die ich mir nicht ausgesucht habe, sondern immer auch auszuweichen versuchte.

---

<sup>3</sup> H. de Lubac, *Glauben aus der Liebe. Catholicisme*. (Einsiedeln 1992), 263

## Von Anfang an: Glauben, der sein Verstehen sucht

Diese Fragen sind im Prinzip nicht neu. Sie waren den Christgläubigen stets gegenwärtig. Und was Anselm von Canterbury formulierte, war von Anfang an eine wesentliche Kraft in der Entwicklung des Christentums: „fides quaerens intellectum“; der Glaube sucht, fragt, erkundet sein Verstehen.<sup>4</sup> Dieser Prozess, den wir die Ausbildung des „Intellectus fidei“ nennen, die innere Versteh- und Selbstlichtung des Glaubens, bedenkt aber eine dramatische Geschichte, die hintergründig auch die unterschiedlichen christlichen Konfessionen teilt; bis heute.

Denn der Glaube kommt erst zu sich selbst, in seiner innersten Mitte und Tiefe, wenn er sich diesem Prozess des Verstehens aussetzt, der als Vernunftprozess nicht durch Kirche und die Frommen beherrscht oder gar apriori bestimmt werden könnte. Die Vernunft, der Intellekt, ist jene Gabe Gottes an alle Menschen, durch die er die Wahrheit zu suchen und das Böse vom Guten zu unterscheiden vermag.<sup>5</sup> Und, das ist heute so wichtig wie je: Denn die Vernunft allein ist jene Macht die eine Zustimmung zum Glauben in Freiheit zu ermöglichen vermag, die allen gesellschaftlichen Drill und Abrichtung weit hinter sich lässt. Klar dabei ist, dass Vernunft nicht Rechenmaschine oder rationalistische Funktionalität meint, sondern jenes Vermögen des menschlichen Geistes, durch das er mit allen Sinnen und alle seelischen Kräften von jener Wahrheit ergriffen wird und sie zu vernehmen vermag, die alles trägt,

---

<sup>4</sup> „Ich versuche nicht, Herr, Deine Tiefe zu durchdringen, denn auf keine Weise stelle ich ihr meinen Verstand gleich; aber mich verlangt, Deine Wahrheit einigermaßen einzusehen, die mein Herz glaubt und liebt. Ich versuche ja auch nicht einzusehen, um zu glauben, sondern ich glaube, um einzusehen. Denn auch das glaube ich: „wenn ich nicht glaube, werde ich nicht einsehen („Non tento, Domine, penetrare altitudinem tuam, quia nullatenus compare illi intellectum meum; sed desidero aliquatenus intelligere veritatem tuam, quam credit et amat cor meum. Neque enim quaero intelligere ut credam, sed credo ut intelligam. Nam et hoc credo: „quia nisi credidero, non intelligam.““ (*Anselm von Canterbury*, Proslogion. (Stuttgart 1962), I (82-85)).

<sup>5</sup> Die Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ des Zweiten Vatikanischen Konzils übersetzt die biblische Bestimmung des Menschen als „Bild Gottes“ (GS 12) angesichts der Sünde (GS 13) und auf der Grundlage seiner „Leib-Seele-Verfasstheit“ (GS 14) in die Bestimmungen, Vernunft (GS 15), Gewissen (GS 16) und Freiheit (GS 17) aus. Auf dem Fundament der mystischen Einsicht, dass Gott im Innersten des Menschen wohnt (GS 14) würdigt das Konzil nicht nur die Gewissensentscheidung in ihrer Unmittelbarkeit zu Gott (GS 14 und 16), sondern lehrt, dass der Mensch in der Vernunft am Licht des göttlichen Geistes teilnimmt.

durchwaltet und uns mit Glück erfüllt. Mit Liebe und Lust wird jene Wahrheit im Leben erkundet, die im Glauben und Denken eröffnet und in unserem Handeln realisiert wird.

Doch halten wir klar fest: Diese Zuordnung von Glauben und Vernunft, die die wissenschaftstheoretische Bestimmung von Katholizität ist, ist höchst anspruchsvoll und konfliktreich, weil sie unsere Auffassung nicht einfach bestätigt, sondern immer einer kritischen Prüfung unterzieht. **Das große Anliegen von Papst Benedikt, die Konvergenz von Glauben und Vernunft stellt meiner Ansicht nach jener Königsweg des Heiligen Geistes dar, mit der wir immer wieder erneuert werden, auch gegen unsere mitunter höchst bemerkenswerte Lernunwilligkeit.** Denn Glauben heißt immer auch: „Exodus“, immer auch aus einer Theologie und dem dadurch ermöglichten Glauben, der aus Gewohnheit für „wahr“ und „zeitgemäß“ gehalten wird. Und machen wir uns nichts vor: auch eine sogenannte „moderne Theologie“ kann zu einer solchen Gewohnheit werden!

Ein Blick in das Neue Testament und die erste Entwicklung

Deshalb ist die erste Urkunde unseres Glaubens, die Sammlung des Neuen Testaments im Kanon, nicht einfach eine historische Erzählung oder eine stenographische Mitschrift von Ereignissen, und auch nicht bloße Zeugnisse von charismatischen Erfahrungen oder besonderen Gaben, sondern aus den Schriften Israels und dem Denken der damaligen Zeit gebildetes theologisches Zeugnis.

Erinnern wir uns dabei an die besondere Eigenart des Ursprungs unseres Glaubens: Jesus von Nazareth hat nichts Schriftliches hinterlassen, hat keine normativen Regeln vorgelegt. Er hat sich ganz und gar den seinen überlassen, anvertraut, ausgeliefert. Das nennen wir „Traditio“; und wissen sehr genau, dass Überlieferung, Weitergabe immer auch Verrat bedeutet hat. Wenn ich mich

frage, was uns Jesus wirklich anvertraut hat, so finde ich im Evangelium zwei wesentliche Aufträge, die er uns ausdrücklich gibt: das Gebet des Herrn und die Eucharistie. Dann aber hat er uns nicht zuerst eine Lehre und Gebote gegeben, sondern sich selbst. Und deshalb ist es die Aufgabe der Kirche und der Theologie nicht nur zu bewahren, was uns aus der Vergangenheit anvertraut worden ist, sondern aufmerksam zu werden auf die Gegenwart, die vielfach verborgene Gegenwart Christi, aus der wir ein wenig zu ahnen vermögen, welchem Advent wir entgegen gehen. Das Zweite Vatikanische Konzil, das ist einer seiner bis heute kaum bemerkten Optionen, wollte eine Kirche, die sich auf Bewahrung und erinnerndes Gedächtnis spezialisiert hatte (und die meinte, dass sie nun alles in ihren dogmatischen und lehramtlichen Handbüchern fast vollständig entwickelt hatte), gerade weil die Kirche wie ein Sakrament ist (LG 1) in die Logik des Sakraments hineinführen: Denn ein Sakrament ist nicht nur erinnernd, sondern vergegenwärtigend und nach vorne ausblickend. Aus dem Grund ist das Geheimnis Christi nur zu erfahren in der lebendigen Vermittlung von Erinnerung, Gegenwart und eschatologischer Zukunft.

Weil sich diese Logik schon immer in unserer Überlieferung fand, können wir eine entscheidende Einsicht festhalten: Es gab nie ein ungebildetes christliches Zeugnis! Deshalb stehen wir vor der schlichten Tatsache, dass der christliche Glaube immer ein gebildeter, ein reflektierter, ein vor allen Menschen der damaligen Zeit „logosmäßig“ verantworteter Glaube war. Wozu der erste Petrusbrief wörtlich ermahnt, gilt daher bis heute: Seit jederzeit bereit, Rechenschaft, Antwort zu geben vom „Logos“, dem begriffenen Grund der Hoffnung, die in Euch ist“ (1 Petr 3, 14). Und Paulus, der gewiss kritische Seiten zur Vernunft im ersten Kapitel des Korintherbriefes verkündet, sagt im Blick auf die Zungenredner in der Gemeinde: „Doch vor der Gemeinde will ich lieber fünf Worte mit Verstand reden, um auch andere zu unterweisen, als zehntausend Worte in Zungen stammeln“ (1 Kor 14,19). Worte, „Logoi“ mit Nous (Vernunft) fordert Paulus; vor allem auch in der Predigt, in der



öffentlichen Verkündigung zur Auferbauung der Gemeinde.

Deshalb haben die frühen christlichen Schriftsteller, die Apologeten und Kirchenväter, Maß genommen an der religionskritischen Tradition ihrer Zeit: an der Philosophie. Das mussten sie, weil sie überzeugt waren, die Wahrheit Gottes zu vermitteln, die ihnen im Logos Gottes eröffnet worden ist, und zwar genauerhin im Menschen Jesus von Nazareth. Wer aber davon überzeugt ist, die Wahrheit Gottes auszusagen, fürchtet sich nicht, stellt sich jeder Frage, jedes Menschen zu allen Zeiten und antwortet, wieder gemäß der Mahnung des Petrusbriefes: ehrfürchtig und bescheiden- Denn, so lehrt das Zweite Vatikanische Konzil: „anders erhebt die Wahrheit nicht Anspruch als kraft der Wahrheit selbst, die sanft und zugleich stark den Geist durchdringt“ (Dignitatis humanae 1).

Weil aber Denken und Kulturen, Wahrheitsauffassungen und Grunderfahrungen der Menschen sich in der Geschichte immer wandeln und entwickeln, haben sich auch das Verständnis und die Ausdrucksformen des Glaubens entwickelt, ohne dass seine innerste Beziehungsmittel aufgegeben worden wäre. Wenn heute mitunter der „einfache Glaube“ gegen jede Form der „Glaubensbildung“ abgeschottet wird, zementieren wir nur eine vergangene Glaubensgestalt. Natürlich gibt es auch Irreführungen. Doch grundsätzlich ist auch heute ein gebildeter Glaube notwendig, weil wir nur so in einer wissenschaftlich geprägten Welt unseren Mitmenschen Reden und Antwort stehen können von der Hoffnung, die in uns ist. Was John Henry Kardinal Newman sagte, gilt gerade heute: Ohne Bildung fallen die einen in Aberglauben und die anderen in Unglauben.<sup>6</sup> Und schon zuvor hat Schleiermacher nachdenklich geschrieben: „Soll der Knoten der Geschichte so auseinander gehen: das Christentum mit der Barbarei, und die Wissenschaft mit dem Unglauben?“<sup>7</sup> Es wird nach meiner

---

<sup>6</sup> ???

<sup>7</sup> F. D. E. Schleiermacher, Über die Glaubenslehre. Zwei Sendschreiben an Lücke (1829): Hans-Joachim Birkener (Hg.), Kritische Gesamtausgabe. Hg. Hans-Joachim Birkener. (Berlin - New York 1980), 1.

Meinung, und ich stimme Regina Polak am Ende des Fernkurs-Films von Herzen zu, keinen Glauben und keine Katholische Kirche mit ihrem abenteuerlichen Mut zu Vernunft und Wissenschaft mehr geben, wenn wir uns nicht den Fragen stellen, die uns heute aufgetragen sind.

Und heute?

Wenn jemand versucht, z.B. auf folgende Fragen eine Antwort zu geben, dann spüren wir, dass alle von der Herzens- und Geistesbildung so vieler in der Kirche leben, vom Feuer der Tradition ebenso wie von der brennenden Suche und Erfahrung der Gegenwart: Wie kann Jesus von Nazareth auch Herr und Heiland jener sein, die ihm nie direkt begegnet sind und die nie von ihm gehört haben? Wie kann Jesus auch als Kind in der Krippe der Herr des Universums sein? Wie können wir an einen gütigen und allmächtigen Gott glauben; - angesichts des Leids und des Elends unserer Geschichte? Und wie können wir angesichts der unendlichen Weiten des Universums im Kleinsten und im Größten Gott als Schöpfer, Erhalter und Vollender dieser unserer Welt bekennen? Und: Wie kann ich in mir alle die verschiedensten geistigen Regungen so unterscheiden, dass mir immer mehr die Kraft des wahren, des Heiligen Geistes gewahr wird?

Wenn ich solche und tausend andere Fragen nicht nur für mich, sondern auch fruchtbringend für andere zu beantworten suche und insofern mich auf alle Fragenden vorbereite, die immer auch in mir selbst wohnen, greife ich auf das zurück, was Bildung heißt. Bildung begründet aber nicht den Glauben und darf nicht ohne die Weitung des Herzens verstanden werden; zumal in unserer technisch-ökonomischen Gesellschaft. Dieser ereignet sich in der Gnade der

Gegenwart des lebendigen Gottes unter uns Menschen. Bildung aber führt in die Tiefe und Weite des Evangeliums ein, das immer weiter und tiefer ist, als wir es uns ausmalen können und auch die Kirche je „lehren“ könnte. Bildung ermöglicht eine Sprache, in der die alten Worte von Erlösung, Stellvertretung und Gottessohn auch heute wieder glänzen können und sie lässt vor allem in uns die Gabe der Unterscheidung reifen, die darin ihren entscheidenden Prüfstein hat, dass sie weiß, dass Theologie und Bildung, Dogma und Liturgie nicht das letzte ist. Denn auch für die Kurse gilt, was Paulus in der Aufnahme der Thoraregel Jesu seiner Gemeinde damals und heute als bleibende Richtschnur ans Herz legt: „Prophetisches Reden hat ein Ende, Zungenrede verstummt, Erkenntnis vergeht. Denn Stückwerk ist unser Erkennen, Stückwerk unser prophetisches Reden; wenn aber das Vollendete kommt, vergeht alles Stückwerk. Als ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind, dachte wie ein Kind und urteilte wie ein Kind. Als ich ein Mann wurde, legte ich ab, was Kind an mir war. Jetzt schauen wir in einen Spiegel und sehen nur rätselhafte Umrisse, dann aber schauen wir von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich unvollkommen, dann aber werde ich durch und durch erkennen, so wie ich auch durch und durch erkannt worden bin. Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; doch am größten unter ihnen ist die Liebe“ (1 Kor 13, 9-13). Dass die Liebe zählt und all unserer Tun und Denken von der sakramentalen Urgeste Jesu durchdrungen sein muss, von der Fußwaschung, wird in den Kursen nie vergessen.

Dass dann aber auch Lust an der Suche und am Fragen, gemeinsames Ringen und gutes Streiten, der Austausch von Erfahrungen und der offene Umgang mit Zweifeln und auch dem uns aufgegebenen „Nicht-glauben-Können“ seinen Ort hat, gehört für mich zu den bewegenden Momenten in den Kursen. Das wichtigste aber scheint mir, und daher bin ich tief dankbar so unterschiedliche Menschen in den Kursen begleiten zu dürfen, dass sie einen Geschmack vernehmen vom ursprünglichen und durch unsere Geschichte so malträtierten

Sinn dessen, was „katholisch“ genannt zu werden verdient.

„Zweite Naivität“

Das Bildungsziel des Fernkurses hängt unlösbar mit der Frage zusammen, wie unser Glauben (Verbum!) sich vollzieht, ohne die immense Komplexitätssteigerung unseres Wissens mit all seinen Aporien zu missachten, und gerade auf diese Weise der Orientierung Jesu gemäß sich zu bilden: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, ... (Mt 18,3). Seit Peter Wust und Paul Ricoeur sprechen wir in diesem Zusammenhang von einer „zweiten Naivität“.<sup>8</sup> Diese Idee besagt, dass die erste Naivität des Kinderglaubens, der z.B. die biblischen Erzählungen als Bericht und Dokumentation liest, durch alle Verfahren der Kritik und der Prüfung hindurchgegangen ist, und dann, nachdem er erfahren hat, wie schwach die historisch-empirische Erkenntnis derzeit ist, diese Geschichte noch einmal „als ob sie wahr wären“ liest; und so befreit von falschen Begründungsstrategien, der Wahrheit der Schrift ganz neu inne zu werden vermag; nicht verkrampft, nicht als Waffe gegen andere, nicht zum Ausgrenzen, sondern zu einer poetisch-spielerischen Vernetzung<sup>9</sup> mit aller Wahrheit, die unser Leben zu tragen vermag und unser Verhängnis, Ricoeur entwickelte dieses Konzept ja in der Entschlüsselung des unfreien Willens durch das Böse, aufzuklären vermag.

Das katholische Abenteuer wird getragen in dem intellektuellen Optimismus, dass Glaube und Vernunft sich einander letztlich nicht widersprechen. Diese katholische Expedition in die Weite ist gehalten vom Versprechen des universalen Heilswillens Gottes, der uns auch heute aufzubrechen heißt, in an

---

<sup>8</sup> Siehe: *J. Negel*, Welt als Gabe. Hermeneutische Grenzgänge zwischen Theologie und Phänomenologie. *Jerusalem Theologisches Forum* 13 (Münster 2008), 259-288 (Zweite Naivität. Begriffsgeschichtliche und systematische Erwägungen zu einem vielbemühten, aber selten verstandenen Konzept).

<sup>9</sup> Siehe: *K. Müller*, Vom Dogma zur Poesie: das neue Gottdenken: Christ in der Gegenwart 63 (2010), 121-122.

fremden, ungewohnten und bisweilen völlig überraschenden und daher auch verstörenden Orten zu entdecken. So gleichen unsere Expeditionen dem Gang nach Emmaus, auf dem plötzlich ein Unbekannter, ein anderer, vielleicht heute ein Muslim, ein Buddhist, ein Nicht-glauben-Könnender oder ein überzeugter Atheist, etwas erzählt, an dem uns das Geheimnis des jüdischen Rabbis aus Nazareth aufgeht. Seien wir aber nicht überrascht, wenn er auch uns dann entschwindet, wo wir meinten ihn greifen zu können. Noli me tangere: Ich gehe Euch voraus, um allen nahe zu sein.

Dieser waghalsige Optimismus des katholischen Abenteuers ist der letzte Grund für die Unverzichtbarkeit eines gebildeten Glaubens. Dann darf er auch wieder ganz einfach sich wissen in dem ersten Wort des Glaubensbekenntnis Israels: Schema, Höre!

Lassen Sie mich zum Abschluss noch einmal auf Bischof Manfred am letzten Freitag in Innsbruck zurückkommen. Er erzählte, dass ein kleiner Bub aus einem Tiroler Tal ihm folgende Frage stelle: Warst Du schon am Leben, als Jesus auferstand? In solchen kinderschweren Fragen, welch' Empfinden für Gleichzeitigkeit, zeigt sich jene Würde des „einfachen Glaubens“, der immer auch davon lebt, dass er von der Weite beseelt wird und nicht als Waffe gegen Theologie, Lehramt oder für irgendeine Ausgrenzung verwendet wird.

Franziskus, Bischof von Rom, hat in seiner Predigt für die neuen Kardinäle am 15.2.2015 von diesen beiden Logiken gesprochen: der Logik der Ausgrenzung, die Angst hat, die Geretteten zu verlieren, und der Logik der Eingliederung, die den Verlorenen nachgeht. Von welcher Logik aber sind wir bestimmt? Ich meine, die Antwort darauf entscheidet über Genügen und Nicht-Genügen, nicht nur des „einfachen Glaubens“ sondern aller Gottrede, aller „Theo-Logie“.